

Zeitschrift: Schweizer Spiegel
Herausgeber: Guggenbühl und Huber
Band: 37 (1961-1962)
Heft: 7

Artikel: Im Bann der Töne : vom Glockenspiel eines schwerhörigen Kindes zur Hausorgel des Hilfsarbeiters
Autor: Aeschbach, Erich
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-1073939>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

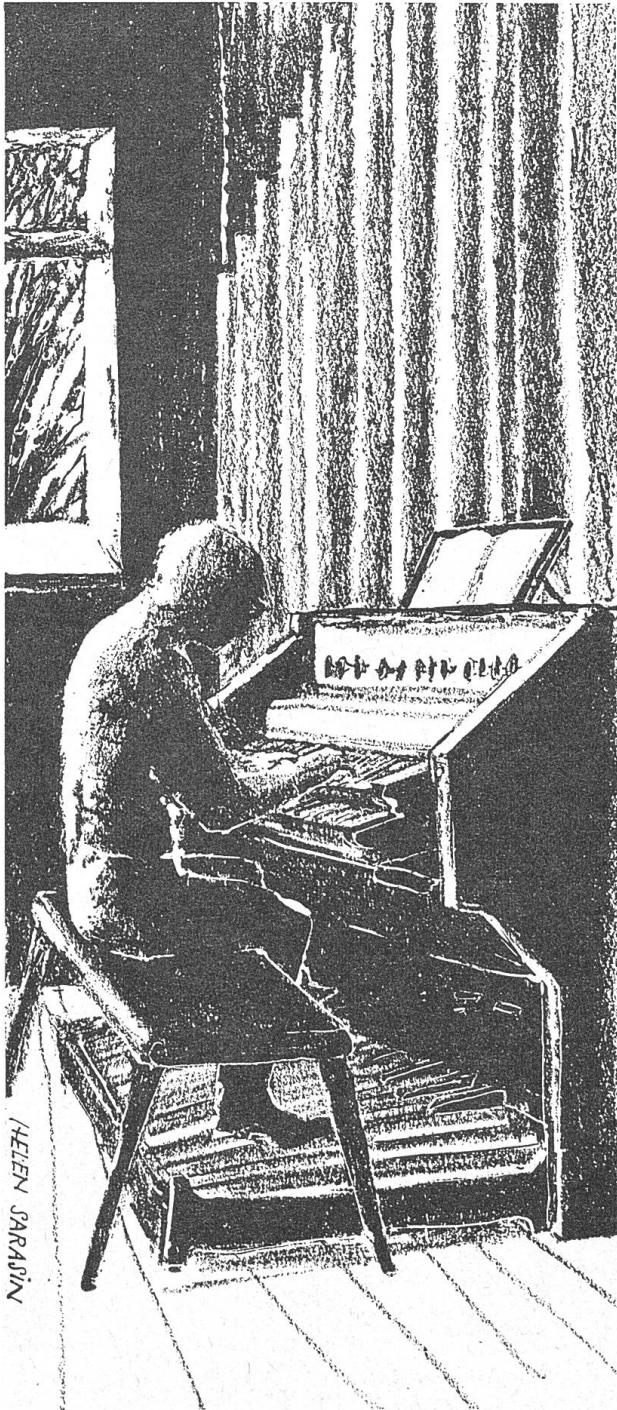
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 04.04.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Im Bann der Töne

VON ERICH AESCHBACH



Vom Glockenspiel eines schwerhörigen Kindes zur Hausorgel des Hilfsarbeiters

Wenn ich in der Primarschule meinem Lehrer gesagt hätte, ich wolle einmal das Orgelspiel erlernen, hätte er mich wohl ausgelacht. Wenn einer in der Klasse so recht vor sich hin brummte, war es gewöhnlich der schwerhörige Erich. Viel eher hätte man mir damals zugetraut, daß ich einmal in einem gelernten Beruf erfolgreich würde. Denn die Schule machte mir sonst keine Mühe.

Es ist aber genau umgekehrt gekommen. Heute bin ich bloß Hilfsarbeiter in einer Fabrik und mache den ganzen Tag Kartonröhren. Dafür habe ich als 28jähriger daheim eine eigene Orgel. Wie sich der Wunsch danach in mir festsetzte, wie ich auch als Hilfsarbeiter schließlich das Ziel erreichte und was ich dabei noch gewann – das will ich hier erzählen.

Die schlechte Singnote und der walzende Traktor

In den ersten Schuljahren hatte ich den Eindruck, musikalisch ein richtiger Stümper zu sein. Immerhin konnte ich mit der Zeit im Chor allein die zweite Stimme bestreiten. Ohne Begleitung wußte ich aber und weiß auch heute noch nicht, ob es richtig herauskommt.

Schlechte Noten hatte ich nur im Turnen – im Singen gerade noch «genügend». Dabei war ich bereits damals von den Tönen unwiderstehlich fasziniert. Schon als Fünfjähriger hatte ich mit Büchsen und einem Kessel im Estrich ein Geläute, eine Art Glockenspiel eingerichtet. Wenn ich im Hausgang an einer Schnur zog, schellte es oben.

Mein Vater mußte fürchten, ich würde ihm ein Fräsenblatt, das er gekauft hatte, kaputt machen – mit solcher Inbrunst klopfte und drehte ich immer wieder daran, um ihm Töne zu entlocken. Und als ich einmal mit auf das Feld fuhr, bemerkte ich: «Vater, hörst du, wie der Traktor walzert? Das ist Dreivierteltakt, nicht Vierviertel. Da muß eine Kerze nicht zünden.» Und so war es. In gewisser Hinsicht war ich offenbar doch musikalisch.

«Wenn ich doch auch so spielen könnte!»

Ich bin in meiner Heimatgemeinde Leutwil aufgewachsen, auf der Sonnenterrasse westlich vom Hallwilersee. Meine Eltern haben einen kleinen Bauernwerb. Ich wohne heute noch dort im ersten Stock, wo ich ein Schlafzimmer und daneben eine Stube für mich habe.

Aber das Bauern hat mich nie angezogen. Schon als Kind wollte ich alles ergründen und sah keinen rechten Sinn darin, einfach über die Probleme hinwegzuschuffen, wie das meine Eltern tun mußten. Daß bei mir mehr heraus schauen würde, schien mir erst recht unmöglich.

Eher lag mir noch das Kochen. Dabei kann man ein direktes Resultat sehen, und es ist auch eine Art Komponieren. So stand ich denn

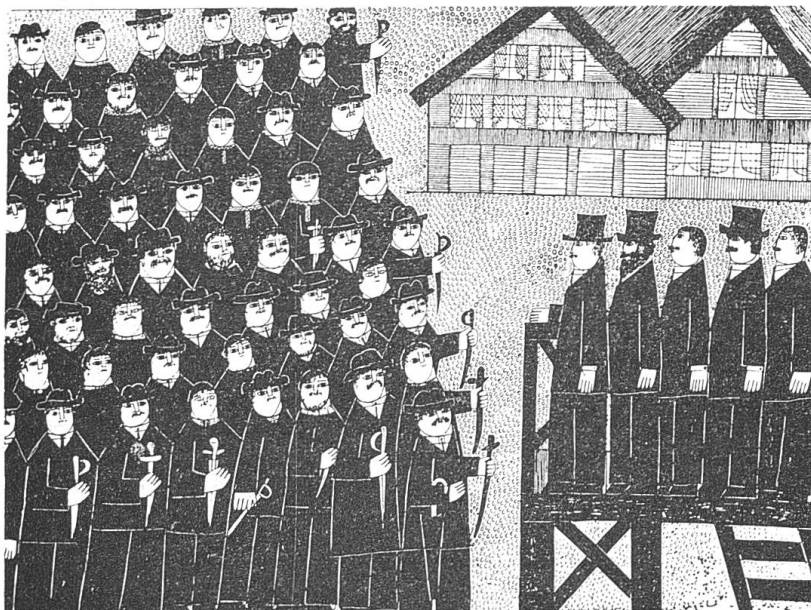
oft in der Küche, während die Mutter dem Vater beim «Puure» half. Ich brachte es wenigstens so weit, daß ich nicht zweimal hintereinander das Gleiche auf den Tisch stellen mußte.

Mit 6 Jahren erhielt ich vom Arzt den Bescheid, man könne nichts mehr gegen meine Schwerhörigkeit machen. Um so mehr war ich ständig darauf aus, kräftige und schöne Töne zu erleben. Dann konnte ich auch das Grübeln vergessen.

Mein erstes großes Musikerlebnis hatte ich als Erstkläßler an einer Weihnachtsfeier mit unserer Sonntagsschule. Mein Blick haftete unverwandt an dem Mann, der hinter dem Christbaum in unserer Kirche der damals noch neuen, kleinen Orgel herrliche Klänge entlockte. Das interessierte mich viel mehr als die Weihnachtsbescherung. Ich fragte, ob es der neue Pfarrer sei. Nein, es sei ein Lehrer.

«Ach, wenn ich nur dieser Lehrer wäre und auch so gut spielen könnte!» war nun mein steter Gedanke. Und von da an sträubte ich mich gegen das Melken mit der Bemerkung: «Davon bekommt man dicke Finger!» In der Tat mußte sich aus diesem Grund kürzlich ein mir bekannter Bauer eine besondere Tastatur anfertigen lassen, um auf seinem Harmonium besser spielen zu können.

LANDSGEMEINDE



Die in Paris lebende Baslerin Véronique Filozof wurde von der Appenzeller Bauernmalerei zu einem Zyklus von vielen eigenwillig gestalteten Bildern, «La vie en Appenzell» angeregt, der Ende Mai im Kunstmuseum St. Gallen zu sehen sein wird. Wir werden die Kunst von Véronique Filozof in einer der nächsten Nummern besonders würdigen. (Nebenstehende Touche-Zeichnung wurde uns von der Galerie Henri Wenger, Neumarkt 1, Zürich, zur Verfügung gestellt.)

Blockflöte – ein Anfang

Im letzten Jahr der Primarschule schenkte mir meine Mutter eine Blockflöte, weil ich ständig bettlägerig war. Einmal mußte ich sogar mehrere Monate ununterbrochen daheim bleiben. Im Verlauf meiner Kindheit wurde ich unter anderem von Asthma, Drüsenvergiftung, Mittelohrentzündungen befallen. Eine solche Krankheit war schon die Ursache meiner Schwerhörigkeit gewesen. Diese ist heute dank einer Hörbrille ganz erträglich geworden, aber damals litt ich schwer darunter.

Zu Beginn meiner Sekundarschulzeit gab mir ein älterer Kamerad Blockflötenstunden. Er hatte in der Schule dieses Instrument spielen gelernt und war nun für mich ein strenger Lehrer. Bald konnte ich im Gesangunterricht begleiten – sogar am Examen, als die Klasse das herrliche Lied sang: «Voici la mi-été, bergers de nos montagnes.»

Das war mein zweites großes Erlebnis. Das Begleiten wurde meine Stärke, weil sich bereits der Stimmbruch bemerkbar machte, der Lehrer mich aber trotzdem einsetzen wollte. So faßte ich Vertrauen, daß ich es auf dem musikalischen Gebiet zu etwas bringen könne.

Der Schwerhörige hat es nicht leicht

Auch sonst hat sich mein Sekundarlehrer große Mühe mit mir gegeben. Er hat gemerkt, daß ich kein Tubel bin und mir immer wieder die französischen Worte erklärt, von denen ich noch viel mehr lernen möchte. Zum Beispiel sagte ich immer: «assent» statt «accent», bis er mir einmal «axent» an die Tafel schrieb. Auch im Deutschen sagte ich lang «Gärässe» statt «Terrasse», bis ich es geschrieben sah.

Es gelang mir allmählich so gut, den Leuten auf den Mund zu sehen, daß man oft meinte, ich sei ein Simulant und stelle mich nur schwerhörig. Aber ich hörte wirklich fast nichts, wenn ich dem Sprechenden nicht ins Gesicht schaute. Der Schwerhörige hat es nicht leicht, mit den Menschen in Kontakt zu kommen, er fühlt sich isoliert und wird dann oft mißtrauisch gegen seine Umgebung. Seine Langsamkeit vermittelt häufig einen falschen Eindruck von seinen geistigen Fähigkeiten.

Mich hat die Schwerhörigkeit aber auch angespornt, den anderen in jeder Hinsicht nachzueifern. Und ich habe heute vielleicht doch manche Lücke ausgefüllt. Sehr praktisch ver-

anlagt bin ich allerdings nicht, aber das ist ja auch bei anderen Leuten so.

Meine Kameraden waren in der Sekundarschule verständiger als in der Primarschule, wo sie doch hie und da arg über mich lachten. Aber schon dieses bessere Verständnis dürfte mitbedingt gewesen sein durch den Geist des Lehrers. Dieser fragte in der Menschenkunde einmal, was schlimmer sei, Taubheit oder Blindheit. Fast alle entschieden sich natürlich für letztere. Da meinte mein lieber Lehrer: «Blindheit ist wie ewige Nacht, Taubheit aber wie ewiger Tod. Fragt einmal den Erich! Der kann es euch sagen, wie das ist, wenn man die Musik und die Glocken und die Vögel fast nicht hört.» Ja, man sollte dankbar sein für ein gutes Gehör, denn durch dieses kommt, so scheint mir, das Leben zu uns.

«Wenn Du kein Mädél weißt . . .»

Die Bemerkung des Lehrers schlug eine Brücke zwischen meinen Mitschülern und mir. Ich konnte aber auch selber zu einem besseren Verhältnis beitragen. Ich hatte sehr bald die musikalischen Notenzeichen erfaßt. Nun verhalf ich meinen Kameraden zu besseren Singnoten, indem ich ihnen für das Notenlesen die Töne in ihren Singbüchlein anscrieb.

Auch heute habe ich das Notenbild im Kopf, wenn ich etwas häufig genug gespielt habe. Dabei hatte mein älterer Bruder, der Trompete blies, zu meinen ersten Versuchen auf der Blockflöte gemeint: «Der lernt es nie. Für den sind Noten spanische Dörfer!» Um so mehr wollte ich es in dieser Hinsicht weiter bringen als der Durchschnitt. Auch sonst hat mein Bruder oft gelacht über meinen Musikfimmel – besonders, wenn ich auf seiner Blechtüte nur Spritzkannentöne herausbrachte.

Wir kamen aber gut aus miteinander, und ich konnte ihm dann und wann die Sticheleien zurückgeben. Denn mein Bruder hatte zwar einen guten Ansatz zum Blasen, aber ungelinkigere Finger als ich und hat es auf der Handorgel kaum über den «Gritli-Walzer» hinaus gebracht. Als ich später davon sprach, ein Harmonium anzuschaffen, meinte er, so ein Geplärre würde er nicht dulden. Er akzeptierte aber die vollendete Tatsache, als einmal nach seiner Rückkehr aus dem Militärdienst ein solcher «Kasten» einfach da war. Und er versuchte, darauf zu spielen: «Wenn Du kein Mädél weißt . . .» Vielleicht wollte er mich da-

mit zugleich auf ein anderes Betätigungsfeld für meine Leidenschaft verweisen. Aber es klang fürchterlich. Und von da an anerkannte er, daß es eben ein Gebiet gab, auf dem ich ihm über war.

Der Tiefpunkt

Mein Vater hatte selber nicht in eine Lehre gehen dürfen. Um so mehr wollte er, unter großen Opfern, seine Kinder etwas lernen lassen. Sie sollten es besser haben. Denn mit drei Hektaren und ein paar Stück Vieh hat man zu wenig zum Leben und zu viel zum Sterben. So konnte schon mein Bruder den Mechanikerberuf erlernen, in dem er es heute sogar zum Meister gebracht hat.

Zuerst versuchte ich es bei einem Gärtner. Ich hielt es aber nur 14 Tage aus, weil sich mein Magenleiden bemerkbar machte. Eine Sattlerlehre war ebenfalls von kurzer Dauer. Denn bald stieß ich auf dem Velo mit einem Motorrad zusammen. Mit Unterkieferbrüchen und Hirnerschütterung lag ich vier Wochen im Spital. Wenn ich nachher über Mittag etwas ausruhen wollte und mich auf den Boden der Werkstatt legte, stürmten die Meisterskinder herein, stolperten über mich her und machten sich über den Trottel lustig. Und bei der Arbeit wollte mir einfach nichts mehr recht gelingen.

So scheiterten meine Versuche, einen Beruf zu erlernen. Es war der Tiefpunkt. Selbst wenn ich jetzt doch auf dem kleinen elterlichen Hof hätte mitarbeiten wollen, um ihn eines Tages zu übernehmen: die Erfahrung in der Gärtnerlehre zeigte, daß ich gesundheitlich dazu kaum in der Lage war. Trotz meinen nicht zu leugnenden geistigen Fähigkeiten blieb nur ein Ausweg: Hilfsarbeiter werden. Ich konnte mich lange nicht damit abfinden, obwohl ich bald

eine Stelle in einer Fabrik fand und man dort mit mir zufrieden war.

Bis zur Selbstaufopferung hat meine Mutter im Hof geholfen, um uns Buben einen eigenen Weg zu ermöglichen. Angesichts meiner vielen Krankheiten und meiner Absonderung vom normalen Leben wollte sie mich erst recht meine besonderen Gaben entfalten lassen. Sie spürte bei mir eine Berufung. Damit hat sie mir unendlich viel geschenkt. Sogar beim Vater habe ich Verständnis gefunden. Er ist jedesmal «schwär taub» geworden, wenn in seiner Gegenwart jemand zu mir bemerkte: «Du mußt auch den Eltern etwas helfen!» Natürlich lag ihm der Weg, den mein Bruder ging, näher, und er war sehr enttäuscht über mein Versagen in der Lehre. Dennoch rächte er sich nicht an meinen musikalischen Aspirationen, er akzeptierte diese als Kompensation für den Mangel an anderen Erfolgen.

In der Musik habe ich immer wieder Erfolge gesehen, wie sie sich bei den übrigen Betätigungsversuchen nicht einstellen wollten. Das war dann wieder seinerseits ein Grund, die Musik allem anderen voranzustellen. So hatte es für mich vielleicht auch Vorteile, Hilfsarbeiter zu sein. Denn viele können sich heute die Zeit, die es braucht, um sich wirklich der Musik zu widmen, neben einem gelernten Beruf gar nicht mehr nehmen. Am ehesten kann man sich noch in Stellungen wie in der eines Lehrers, wo die Musik dazugehört, intensiver mit dieser beschäftigen.

Das erste Harmonium und wieder ein Rückschlag

Die Flöte genügte mir jetzt nicht mehr. Ein Klavier war nie in Frage gekommen. «Man hat ja keinen Platz», sagte die Mutter. Ein

E I D G E N O S S E N I M A U S L A N D

Seit vielen Jahren bin ich in England verheiratet. Als ich nun kürzlich die Tower-Bridge überqueren wollte, zögerte ich, weil ein Auto kam. Ein junger Mann aber rannte an mir vorbei auf die Straße und rettete sich eben noch vor dem Wagen durch. Dieser stoppte brüsk, und der Herr dankte, freundlich den Hut lüftend. Wie dann das Auto wieder anfuhr, hörte ich aus seinem Fenster: Nadiirliq, e Zyrcher!»

M. R. in London

Freund in Hallwil besaß ein Harmonium und spielte am Sonntagmorgen in einer evangelischen Versammlung. Ich durfte ihn auf meiner Blockflöte bei Menuetten von Bach, Händel und Telemann begleiten.

Zum achtzehnten Geburtstag kaufte ich mir nun selber ein Harmonium, eine Occasion für 70 Franken. Es hatte pro Taste eine Zunge, das heißt im ganzen nur ein Register, und verfügte über vier Oktaven. Es war ein gutes Instrument für einen Anfänger. Bei der Organistin von Dürrenäsch, der Schwester des berühmten Tenors Ernst Häfliger, nahm ich etwa zwanzig Stunden, die Stunde zu zwei Franken. Das waren meine ersten Gehversuche auf einem Tasteninstrument, wenn man so sagen kann.

Da kam ein neuer Rückschlag. Mein Vater verunfallte beim Baumschneiden, wobei er sich das Becken und einige Wirbel schwer verletzte. Ich mußte daheim einspringen. Die Stunden fielen aus. Es brauchte eine lange Anlaufzeit, bis ich wieder richtig spielen konnte.

Die Notentexte für Harmonium schienen mir auch eher langweilig. Ich half mir aus mit den Chorälen des Kirchengesangbuches, an denen ich wirklich Freude hatte. Doch vermißte ich die Möglichkeit, gewisse Klangfarben wiederzugeben.

Ein kleines Wunderwerk

Ich sehnte mich immer mehr nach einer kleinen Orgel wie jene, die in unserer Kirche stand und der ich mein erstes Musikerlebnis verdankte: ein sogenanntes Positiv, die einfachste Form einer Pfeifenorgel. Es wurden aber keine so kleinen Positive mehr gebaut. Die nächst größeren kosteten mindestens zehntausend Franken. Das schien mir damals unerschwinglich.

Ich hielt nun Ausschau nach einem größeren Harmonium mit schönerer Klangfarbe und mehr Registern. Orgelbauer Keller in Oberhofen am Thunersee, den mir ein Freund empfohlen hatte, baute mir ein richtiges kleines Wunderwerk mit sechs Registern, das heißt pro Taste sechs Stimmen, und mit fünf Oktaven. Damit ergab sich tatsächlich etwa die Leistung meines so geliebten Leutwiler Positivs. Auch die Klangfarbe war ähnlich.

Nun konnte ich meine Stube mit den herrlichen Tönen erfüllen, denen ich mich so gerne hingab. Am Tag vor dem Heiligen Abend 1955

– ich war nicht ganz 21jährig – fand bei mir eine kleine Harmoniumweihe statt. Auch mein Primarlehrer war da, dem ich es im Singen nie hatte recht machen können. Als Nachbar hatte ich jetzt mit ihm guten Kontakt. Und ausgerechnet er hat an jenem Abend mit einem Gedicht dem, was mir meine Leidenschaft bedeutet, treffender Ausdruck gegeben, als ich es selber könnte:

*«Und wer versteht, die Tasten sinnvoll zu
berühren,
Zur rechten Zeit Register ein- und
auszuführen,
Der bringt heraus manch wundervollen Ton,
Erlebt der Klänge Harmonie zum Lohn.
Und manche Stund wird er daran verweilen.
Die Welt wird unberührt vorüberziehen.
Vergessen und versunken in der Töne
Wunderland,
Spürt er ein Stück von Gottes Schöpfer-
hand.»*

Das neue Gesangbuch und der Zeitungsausschnitt

Jetzt machte ich endlich nennenswerte Fortschritte. Auf diesem Instrument konnte ich auch Orgeltexte spielen, und ich wurde jetzt als Aushilfsorganist viel gebraucht, da in der Gemeinde ein regelmäßiges gemeinsames Singen eingeführt wurde, um möglichst viele mit dem neuen Kirchengesangbuch vertraut zu machen. Dessen Melodien, die noch jetzt bei vielen Kirchgängern verpönt sind, liegen mir besonders; die darin wieder zu Ehren gelangten alten, einstimmigen Lieder sind in Wort und Musik viel reicher als die neueren «immerfröhlichen» Gesänge des alten Gesangbuchs.

Eines Tages meldete mich meine Mutter kurzerhand bei einer Organistin in Seon an, von der ich gehört hatte, daß sie Unterricht erteile. Schon nach der zweiten Stunde wurde ich angefragt, ob ich an einer Hochzeit spielen würde. Mein Ehrgeiz ließ nicht zu, nein zu sagen. Es ging gut, und bald konnte ich auch Vertretungen an der Orgel in Birrwil übernehmen. Diese schätze ich besonders, weil sie auch über ein Pedal mit besonderen Baß-Registern verfügt.

Mit 24 Jahren kam ich eine große Stufe weiter. An einem Abend fand ich auf dem Bett einen Zeitungsausschnitt, den meine Mutter

hingelegt hatte. Darin war die Rede von einem landeskirchlichen Organistenkurs unter Leitung der Schönenwerder Organistin Fräulein Moor, die später auch an der Saffa gespielt hat. Ich entschloß mich, mitzumachen, merkte aber sehr bald, daß ich im Vergleich zu den anderen noch überhaupt nichts konnte.

Das hat mich gewaltig angestachelt. Von da an hat sich in mir mein bisher schlummernder Wille auf feste Ziele ausgerichtet. Ich übte Abend für Abend. Nach dem Gang in die Hütte, meinem bescheidenen Beitrag an unseren Gwerb, fuhr ich zur Orgel nach Birrwil; denn auf meinem Harmonium war es zwar dank seiner Qualität durchaus möglich, zum Beispiel Bach-Präludien wiederzugeben, aber nur, wenn man zu zweit spielte. Dann: um elf Uhr ins Bett und am Morgen um sechs wieder auf den Zug in die Fabrik. Und Samstag für Samstag in die Stunde.

Ich wurde hart, nicht nur gegen mich selbst, leider auch gegen andere. Das hatte zur Folge, daß ich mich oft zu Heftigkeiten hinreißen ließ. Es ging mir wie beim «Orgele». Wenn man die «lätze» Taste drückt, kann man es nicht mehr rückgängig machen, es mag einem lange leid tun hintennach.

Am äußeren Ziel: die eigene Orgel

Ich war jetzt 26 Jahre alt. Die Beanspruchung begann über meine Kräfte zu gehen. Den zweiten Orgelkurs konnte ich nur zweimal besuchen, weil eine Magenblutung einen längeren Spitalaufenthalt nötig machte. Die vor allem im Winter umständlichen Fahrten zur Birrwiler Orgel, mit denen mein strenges Üben verbunden war, wurden auf die Dauer doch zu beschwerlich.

Trotz der hohen Kosten hatte ich immer wieder den Gedanken gewälzt, daheim eine Orgel einzurichten. Sie sollte die spieltechnischen Vorzüge derjenigen von Birrwil und zugleich die Klangfarbe des Leutwiler Positivs haben. Ich überlegte: Wenn ich das ganze Jahr gesund bin, verdiene ich als Hilfsarbeiter gut 6000 Franken. Davon bezahle ich der Mutter ein rechtes Kostgeld, das Zmittag in Lenzburg, die Kosten für mein kleines Moped und für die Bahn. Ich hatte bereits etwas Erspartes. Unmöglich war es nicht, in einigen Jahren den Preis zusammenzubringen.

Ich verzichtete auf das Rauchen und auf die Reisen, die ich so gerne unternommen hätte. Ich kaufte mir einfach nichts, das ich entbeh-

Permanente Volume gibt Ihrer Frisur Fülle und Halt

in Zürich nur bei

Elinor

Poststrasse 8 Zürich 1 Telefon 27 29 55

ren konnte. Notgedrungen habe ich schließlich auch mein Harmonium darangegeben. Es brachte mir weitere 1500 Franken und tönt nun beim monatlichen Gottesdienst in der Turnhalle von Dürrenäsch noch bedeutend besser als bei mir zu Hause. So hatte ich mit 28 Jahren zwei Drittel des Betrages, den so eine Orgel kostet, selber auf die Seite gelegt, und den Rest lieh mir vorläufig die Mutter.

Im Verlauf der Jahre hatte ich etwa dreißig Orgeln in der halben Schweiz ausprobiert. Aus finanziellen Gründen und wegen der Platzverhältnisse entschied ich mich für ein elektrisches Instrument, bei dem man einzelne Register durch Transmissionen einsparen und die Pfeifenanordnung dem vorhandenen Raum am besten anpassen kann. Die Zürcher Firma Maag, von der auch die Birrwiler Orgel stammt, fand die Lösung, die mir am besten entsprach. Der Spieltisch mit zwei Manualen und einem Pedal sowie der Prospekt bilden jetzt eine Zierde meiner Wohnstube. Die Traktur (die Verbindung der Tasten mit den Ventilen), der Windkanal und das Gebläse sowie die meisten Pfeifen stehen, auf zwei Wände verteilt und gut verschalt, im angrenzenden Schlafzimmer, zu dem die Zwischenwand teilweise herausgenommen wurde.

Am Tag vor meinem 28. Geburtstag war die

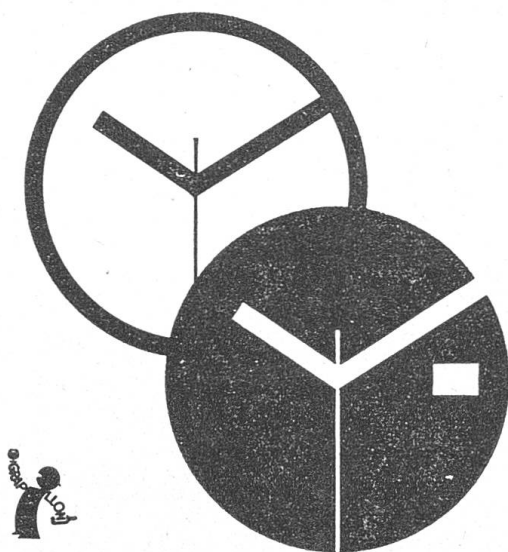
Orgel fertig. Damit bin ich am Ziel, soweit es die technischen Voraussetzungen betrifft. An den ersten Abenden machte ich mich unablässig mit all den wunderbaren Möglichkeiten meines Instrumentes vertraut, das immer neue Töne hergeben mußte. Herrlich erfüllten diese meine Stube. Und über das Wochenende trennte ich mich nicht vom Orgelstuhl. Ich spielte, spielte, spielte und konnte keinen Ton dazu singen, so ergriffen war ich.

Ich vergesse diese Welt

Ohne Musik kommt mir die Welt vielleicht nicht traurig, aber leer vor. Warum ist es nun gerade die Orgel, die mich so sehr packt? Wer etwas Schönes sieht, dem läßt es oft keine Ruhe, bis er es hat. Der eindringliche Ton der Orgel konnte meine Schwerhörigkeit am besten durchbrechen. Und auf keinem anderen Instrument könnte ich so sehr nach Belieben die Töne herbeizaubern. Was mir verschlossen war, hat sich mir aufgetan.

Ja, sogar mein Gehör hat sich zur Überraschung des Arztes noch etwas gebessert – vielleicht gerade durch das viele aufmerksame Hinhören auf die Töne. Wenn ich eine Maschine «brümmele» höre, finde ich in dem Geräusch sogleich einen Ton, aus dem ich eine

Was würden Sie denken ...



wenn Ihnen der Uhrmacher eine «Zwiebel» dritter Wahl, statt der gewünschten Omega verkaufen wollte?

Ohne Zweifel, da würden Sie nicht mitmachen! – Aber auch im Restaurant werden Sie nicht zulassen, dass man Ihnen an Stelle des echten Grapillon irgendeinen Traubensaft serviert. Grapillon erkennt man an seinem unvergleichlich fruchtigen Geschmack, und äusserlich an der Original-Etikette mit dem Grapillon-Männchen.

**Erweisen Sie sich als Kenner –
verlangen Sie
ausdrücklich Grapillon**

Melodie machen kann, und singe diese im Kopf vor mich hin. Etwas Ähnliches liegt, auf einer höheren Stufe, in der Orgel. Deren Töne haben etwas Geheimnisvolles. Es liegt immer noch eine Melodie versteckt in ihnen. Das kann man letzten Endes nicht beschreiben. Man muß hinhören und «es» heraushören. Ich spiele auch mit Vorliebe die feineren Register. Es ist etwas Wunderbares, aus einem Instrument, bei dem stets etwas Melancholisches mitzuschwingen scheint, die schönsten Klänge der Freude herausholen zu können. Das empfand ich schon bei der Blockflöte. Und die Orgel ist ja eine fast unendliche Vielfalt von Blockflöten. Da habe ich aus meiner Einsamkeit heraus die Fülle der Musik gefunden.

Eine Zeitlang hatte mich sogar das Maschinenschreiben fasziniert, weil man durch das Drücken auf wenige Tasten eine unendliche Vielfalt von Gedanken ausdrücken kann. So grübele ich auch immer wieder an neuen Dispositionen herum, durch welche man die Leistung mir bekannter Kirchenorgeln verbessern könnte. Es fesselt mich, wie viele Kombinationen des Schönen sich doch aus der Betätigung eines einzigen Instrumentes ergeben können. Noch wichtiger ist mir aber, daß ich beim Orgelspiel selber dann mein ganzes Grübeln, alle Gedanken dahinten lassen kann. Ich vergesse diese Welt voller Probleme, manchmal sogar, daß ich selber überhaupt am Spiel beteiligt bin, höre nur noch die Klänge und weide mich an ihnen.

Bei Menuetten und Sarabanden

Drei, vier Stunden kann ich in der kältesten Kirche auf der Orgelbank kleben. In der Fabrik arbeite ich fleißig, denke aber immer wieder an den Abend, wo ich glücklich sein werde beim Orgelspiel. Daraus erwächst mir neue Kraft für die etwas simple Arbeit, die ich am Tag verrichte. Ein Psychologe hat mir kürzlich ein sicher ausgezeichnetes neueres Standardwerk empfohlen, damit ich besser von mir wegkommen könne. Es hätte kaum 20 Franken gekostet. Ich habe an seiner Stelle ein Lebensbild von Johann Sebastian Bach gekauft. Warum habe ich solche Leidenschaft nicht zum Teil auch auf einen Beruf geworfen?

Es geht mir wohl wie einem Bergsteiger. Er kraxelt wie besessen die Eiger-Nordwand hinauf. Warum er so sein Leben aufs Spiel setzt, kann er nicht sagen. Die Berge haben ihn einfach. Sicher ist eine Genugtuung dabei, auf

einem Gebiet etwas Besonderes zu können, auch eine Art Rausch. Ein anderer sucht wohl im Alkohol ähnlichen Trost, Befreiung vom Hunger nach dem Besseren und Schönen. Ihn zieht dieser Hunger in die Tiefe, mich hat er gestärkt und erhoben. Darum vielleicht empfinde ich dem Trinker gegenüber besondere Verantwortung und ist es mir schon früh als Christenpflicht erschienen, dem Alkohol zu entsagen. Wie viel mehr habe ich davon, mich beim Spielen zu vergessen!

Um als Berufsorganist den Alltag mit meiner Leidenschaft zu verbinden, würde – zum mindesten heute noch – schon mein Können nicht genügen. Es ist wohl überhaupt besser, solche Leidenschaft nicht als Beruf, sondern als Hobby zu betätigen. Außer in der Kirche, wo die Orgel nur ein Element unter vielen ist, hätte ich keinen Genuß davon, öffentlich zu spielen. Konzerte höre ich gerne von anderen. Am liebsten lasse ich selber, aber allein oder im kleinen Kreis die Orgel ertönen. Da spiele ich auch gerne mit anderen zusammen. Wenn mich meine Cousine mit der Geige und ihr Mann mit der Flöte begleiten, breitet sich bei Menuetten und Sarabanden eine reine, heitere Stimmung aus.

Zur Ehre Gottes

Gott sei Dank wurde ich von einem Arbeitsunfall, bei dem mir ein Finger nahezu abgeschnitten wurde, vollkommen geheilt. Ich muß spielen können mit meinen Händen, Gott «mit Herzen, Mund und Händen» und sogar mit den Füßen, mit meinem ganzen Wesen danken. Und das Geheimnis, weshalb ich meine ganze Leidenschaft – und dies ohne Verbindung mit einem Broterwerb – auf die Musik verwende, liegt vielleicht darin, daß ich diese als höchstes Geschenk von Gott empfinde.

Indem ich meine Leidenschaft in die Tat umsetzte, habe ich noch mehr gewonnen als die Musik. Ich habe Gottes Wort gefunden. Nicht zum eigenen Ruhm bilde ich mich Abend für Abend, jeden Samstag und Sonntag, zuhause und im Orgelkurs weiter, sondern im Dienst an der evangelischen Kirchengemeinde, «dem höchsten Gott allein zu Ehren», wie Bach sein Orgelbüchlein einleitete. Und ich empfinde so, wie er es seinen Schülern sagte: *«Ist die Hauptursache alles Musizierens nicht allein zu Gottes Ehre und zur Erbauung des Gemüts, so ist es nicht eigentliche Musik, sondern teuflisches Geplärre und Geleier.»*